

# **Unterwegs nach Hause – Hebräer 11,8-16**

## **Predigt von Klaus Hägele am 28. 4. 2002 bei KIRCHE positHIV**

---

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde,

so könnte es sich doch tatsächlich zugetragen haben: Ein Marathonläufer beim Trainieren im Grunewald. Es ist Sonntag Nachmittag. Eine Spaziergängerin ruft ihm etwas belustigt zu: Warum so eilig? Werden Sie verfolgt? Die Antwort prompt: Nein, aber um halb sieben ist Aids-Gottesdienst am Lietzensee!

Da ich selbst gerne laufe, habe ich mir schon manchmal überlegt, was es mit dieser Fortbewegungsart eigentlich auf sich hat: bei mir selbst und - so als Phantasiespiel - bei denen, die mir, gleichfalls joggend, unterwegs begegnen.

Die einen laufen nach dem Motto: In der frischen Luft sein, mit seinesgleichen nebenher Neuigkeiten austauschen, abschalten, sich sportlich betätigen, also: Der Weg ist das Ziel!

Andere machen den Eindruck, als seien sie tatsächlich gehetzt, verfolgt von bedrängenden Dingen des Alltags, als liefen sie davon vor Entscheidungen, die sie nicht treffen möchten; Auseinandersetzungen, denen sie ausweichen: Laufen als „Fort!“-Bewegung – weg von allem, nur nicht zurückschauen!

Und schließlich jene, die auch strikt nach vorn schauen, aber sie haben ein Ziel vor Augen: die lästigen Pfunde los werden, sich selbst beweisen, endlich mal mitlaufen in New York oder auch nur beim Berliner Halbmarathon: dran bleiben, weiter kommen!

Als Ehrgeiziger gehöre ich am ehesten zur dritten Gruppe. Aber wie ist das sonst im Leben?

Ich erinnere mich immer wieder an einen Bibliodramakurs, wo wir die Heilung des Gelähmten aus dem Evangelium nachspielten. Ich schlüpfte in die Gestalt des Gelähmten, der von Jesus geheilt, wieder in Bewegung gebracht wird. Als ich auf die Aufforderung: Nimm dein Bett und geh! losgehen wollte, fragte mich die Leiterin: Und wo gehst du jetzt hin? Ich war etwas verduzt über diese Frage und konnte keine rechte Antwort sagen. Da sagte sie mir einen Satz - ich weiß inzwischen, er stammt von Novalis - und ich werde ihn nie vergessen, weil er mich in diesem Moment tief berührt hat: „Wohin denn gehen wir? Immer nach Hause!“

Wohin gehen wir? Lebensstationen, Wohnorte, Menschen, mit denen wir kürzer oder länger verbunden sind, Überzeugungen, die sich verändern oder verstärken, Wünsche, Sehnsüchte, Verletzungen, Hochs und Tiefs, Abschiede und Neuanfänge – nicht immer sehen wir einen Zusammenhang, einen Sinn, eine Richtung darin. Gerade in Situationen, wo etwa durch Krankheit oder Trennung die eigenen Möglichkeiten drastisch beschnitten werden und der Spielraum stark eingeengt wird, meldet sich die Frage: Wo soll das hinführen? Lohnt es sich überhaupt noch weiter zu gehen?

Der Brief an die Hebräer ist für Menschen geschrieben worden, die sich in einer existenziell schwierigen Lage fragten, ob es noch der richtige Weg für sie sei, an Christus zu glauben, ohne sehen zu können, dass es sich lohnt. Der Verfasser des Briefes antwortet ihnen mit dem Beispiel des Abraham und seiner Familie. Ja, es lohnt sich, Gott zu vertrauen und den Versprechen, die uns gegeben sind. Es lohnt sich, auch auf schwierigsten und aussichtslos

erscheinenden Wegstrecken nicht aufzugeben. Es lohnt sich deshalb, weil das Ziel, das Gott in Aussicht stellt, absolut verlässlich ist.

Abraham ist aus sicheren Verhältnissen aufgebrochen ohne zu wissen, „wo er hinkäme“. Er hat schließlich das verheißene Land zwar betreten können, aber nur als Fremder, der sich dort nicht niederlassen konnte, der in Zelten leben musste einschließlich seiner Nachkommen, die es sogar bis ins ferne Ägypten verschlagen hat in die Sklaverei. Aber in allen blieb das Vertrauen auf Gottes Verheißung lebendig, stärkte sie und machte sie fähig zu solch langer Wanderschaft.

Solches Vertrauen nennt der Hebräerbrief glauben, und wenn wir in dem vorhin gehörten Abschnitt nach Synonymen für solches Vertrauen suchen, finden wir Worte wie „wegziehen“, „in Zelten wohnen“, „warten“, „seiner Berufung gehorchen“, „von ferne sehen“, „ein Vaterland suchen“, „sich sehnen“, „fremd sein“.

Der Hebräerbrief ist sogar der Meinung, dass die Kinder Abrahams und Saras in allem Unterwegssein, in allem Hoffen und Glauben an das verheißene Land wussten, dass alle konkreten Erfüllungen der Verheißung letztlich nur unvollkommene Hinweise sein konnten auf eine endgültige Erfüllung, die allem menschlichen Mit-Tun entzogen ist, die Gott allein herbeiführen wird, damit im verheißenen Land, in der Stadt Jerusalem niemand mehr um ein Vaterland kämpfen oder bangen muss, weil es ein besseres Vaterland als alle menschlichen Vaterländer sein wird und – wie wir es in diesen Wochen besonders deutlich sehen – auch sein muss. „Diese alle haben das Verheißene nicht erlangt, sondern es nur von ferne gesehen und begrüßt und haben bekannt, dass sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind... Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen, denn er hat ihnen eine Stadt gebaut.“

Wohin denn gehen wir? Ich möchte vier Arten von Bewegung, von „Lebensmobilität“ unterscheiden: 1. Der Weg als Ziel; 2. Die Flucht; 3. Bewegungslosigkeit und 4. sesshaft und doch unterwegs.

Erstens die Einstellung: Der Weg ist das Ziel. Ich persönlich kann mir das als Perspektive nicht vorstellen, wenn es ums Ganze, um mein Leben insgesamt geht. Nur wer schon etwas vom Ziel vor Augen hat, kann doch den Weg dorthin als Vorgeschmack genießen. Wenn Jesus von sich selbst sagt: Ich bin der Weg, dann können wir wissen, dass all unsere Wege, auch unsere Irr- und Umwege, im Glauben an ihn geborgen sind, dass wir aus der Gemeinschaft mit ihm nicht herausfallen, in die er uns durch die Taufe hineingenommen hat. Wenn es stimmt, dass Jesus der Weg ist, dann ist unser unterwegs sein ganz und gar von ihm umschlossen und in seinem eigenen Weg von der Krippe über Kreuz und Auferstehung auf das Ziel hin ausgerichtet. Nicht der Weg ist schon das Ziel, sondern das letzte Ziel bei Gott in Christus durch den Heiligen Geist leuchtet auf unserem Weg schon auf.

Zweitens: Die Flucht. Wir können auch im Weglaufen unterwegs sein. Es ist oft leichter zu wissen, was ich nicht will, als zu wissen, was ich will. Ich kann in allem, was ich erlebe, auf das Negative fixiert sein. Und nach kurzer Zeit kann in allem neu Begonnenen dieses nicht Gewollte so stark für mich werden, dass ich das Ganze darüber aufgebe und enttäuscht zur nächsten Erfahrung aufbreche, um auch dort wieder nicht das zu finden, was ich suche. Wenn ich so unterwegs ist, bleibe ich überall „ein Fremdling“, weil ich mich nicht wirklich *einlasse*, nicht auf Menschen und nicht auf Dinge, sondern wie ein Schmetterling von Blüte zu Blüte fliege. Echte Auseinandersetzung ist mir zu anstrengend. Und ich kann mit dem Satz, der Weg sei eben das Ziel, verschleiern, dass ich in Wirklichkeit auf der Flucht bin.

Die dritte Art ist die schwerfälligste. Aus Bewegung wird Bewegungslosigkeit. Ich bin der Fremdlingschaft müde; dass ich immer wieder auf Unerwartetes stoße macht mir Angst; da wo ich jetzt bin, kenne ich mich aus, hier ist es schön, hier möchte ich bleiben und mich häuslich

niederlassen. „Lasst uns Hütten bauen“, sagen die Jünger zu Jesus oben auf dem Berg der Verklärung. Aber sie müssen wieder hinunter steigen in die Ebene und dann den schwierigen Weg nach Jerusalem mit Jesus teilen. Auch diese *Verweigerung* der Bewegung ist im Grunde Flucht. Das Fremde auf dem Weg ist mir Quelle der Angst; die Xenophobie, die Angst vor dem Fremden ist mein eigentlicher Antrieb. Ich stecke die Energie in die Abgrenzung, in das Bauen eines Zauns, den ich um die selbst definierte Lebens-Heimat ziehe, um mich zu schützen vor dem von da draußen. Eine solche Heimat kann das absolut gesetzte „Vaterland“ sein, es kann die Art von Spießigkeit sein, die es in ganz verschiedenen Subkulturen gibt, dass ich mich nur mit meinesgleichen umgebe und gar nicht mehr merke, dass ich im Ghetto lebe. Es kann die krampfhaft fixierte Identität auf die eigene sexuelle Identität als Hetero, Schwuler oder Lesbe sein oder auf eine andere –konfessionelle, politische oder sonst irgendeine Identität, die ich als die einzig wahre ansehe und verteidige.

Der Hebräerbrief zeigt in den Erzvätern und –müttern das Gegenbild zur falschen Heimatfixierung: „Nun aber sehnen sie sich nach einem besseren Vaterland, nämlich nach dem himmlischen.“ Und an anderer Stelle: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Nicht festsetzen, sondern mobil bleiben aus dem Vertrauen auf die zugesagte Stadt, „deren Baumeister Gott ist“.

Wie schwierig das sein kann, auch ohne ideologische Gründe, wissen manche unter uns, deren Leben mit Aids sich unerwartet erfreulich so verbessert hat, dass sie von Selbsthilfegruppe und Frührente langsam wieder ins aktive Berufsleben einsteigen. Auch *dieses* Unerwartete kann eine Herausforderung bedeuten zur Fremdlingschaft Abrahams. „Wir haben hier keine *bleibende* Stadt.“

Damit sind wir beim Vierten: sesshaft und doch unterwegs. Es ist schon so, dass wir uns einrichten. Nur in Bewegung zu sein, würde niemand aushalten. Wir brauchen die Ruhepunkte, das Verweilen an Orten und Lebensstationen, die uns gut tun, die uns neue Kraft sammeln lassen für den weiteren Weg. Vielleicht ist gerade das Halbnomadentum der Wanderhirten als Lebenshintergrund des Abraham das passende Bild für diese Lebenshaltung: ein „sesshaftes unterwegs sein“, das keine Zäune um die vorübergehende Heimat zieht, das sie nicht ideologisch überhöht, sondern offen bleibt für neue Zwischenstationen.

Wer sich auf der anderen Seite immer nur auf das vollkommene himmlische Jerusalem beruft und die Zwischenstationen für belanglos hält, steht unter dem Verdacht, davor auf der Flucht zu sein. Das himmlische Jerusalem wird nicht jenseitig bleiben, der Seher Johannes sieht es einst „auf die Erde herabkommen“, und das heißt doch: es will schon jetzt als reale Utopie aufscheinen in unseren vorläufigen Heimatwelten. So kann jede Station auf dem Weg, jedes Verweilen zum Anlass werden, nicht in erster Linie das Unvollkommene darin zu bemängeln und enttäuscht weiter zu gehen, sondern *den* Anteil darin zu entdecken und zu genießen, der Vorgesmack sein will auf das, was uns Gott versprochen hat, und diese Zukunft schon jetzt und hier einzuüben. Einen Besitzanspruch auf die vorläufigen Beheimatungen gibt es nicht. Es ist ein Missbrauch, so mit ihnen umzugehen.

Abraham und die Seinen haben „das Verheißene... von ferne begrüßt und haben bekannt, dass sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind. ... Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen, denn er hat ihnen eine Stadt gebaut.“

Wohin denn gehen wir? Immer nach Hause!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.  
Amen.